Eine kanaanäische Frau vertraut auf Jesus - (Mt 15,21–28)

21 Jesus verließ Gennesaret und zog sich in das Gebiet von Tyros und Sidon zurück.
22 Da kam eine kanaanäische Frau aus dieser Gegend zu ihm. Sie schrie: »Hab Erbarmen mit mir, Herr, du Sohn Davids! Meine Tochter wird von einem bösen Dämon beherrscht!«
23 Aber Jesus gab ihr keine Antwort. Da kamen seine Jünger zu ihm und baten: »Schick sie weg! Denn sie schreit hinter uns her.«
24 Aber Jesus antwortete: »Ich bin nur zu Israel gesandt, dieser Herde von verlorenen Schafen.«
25 Aber die Frau fiel vor ihm auf die Knie und sagte: »Herr, hilf mir doch!«
26 Aber Jesus antwortete: »Es ist nicht richtig, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen.«
27 Die Frau entgegnete: »Ja, Herr! Aber die Hunde fressen doch die Krümel, die vom Tisch ihrer Herren herunterfallen.«
28 Darauf antwortete Jesus: »Frau, dein Glaube ist groß! Was du willst, soll dir geschehen!« In demselben Augenblick wurde ihre Tochter gesund.

Verstörende Momente

Verstörend an der Begegnung Jesu mit der Frau aus Kanaan (Mt 15,21–28) ist zunächst, wie wenig Jesus auf ihre Not zu reagieren scheint. Eine Mutter kommt zu ihm, weil ihre Tochter von einem bösen Geist gequält wird – in ihrer Wahrnehmung eine existenzielle Katastrophe, eine Situation, in der sie um Hilfe fleht, weil sie keinen anderen Ausweg mehr sieht. Doch Jesus antwortet ihr zunächst überhaupt nicht. Sein Schweigen steht im Raum. Die Jünger reagieren darauf nicht mit Mitgefühl, sondern wollen die Frau wegschicken: Sie soll aufhören zu stören. Dabei spielt auch ihre Herkunft eine Rolle. Sie ist keine Jüdin, sondern eine Kanaanäerin, also eine Fremde und Angehörige eines Volkes, gegenüber dem es lange gewachsene Feindschaft und Abgrenzung gibt. Verstörend ist, dass Jesus diese Haltung nicht sofort zurückweist. Im Gegenteil: Er greift zunächst selbst die Grenze auf, die zwischen „uns“ und „den anderen“ gezogen wird. Seine Worte, er sei zu den „verlorenen Schafen des Hauses Israel“ gesandt, und später das Bild von den Kindern und den Hunden, nehmen die Abwertung auf, die die Frau eigentlich hätte zum Schweigen bringen können.

Der grössere Kontext

Als heutiger Predigttext fordert uns diese Stelle heraus, nicht bei der Empörung, bei der Verstörung stehen zu bleiben, sondern uns noch einmal die Mühe zu machen und uns darauf einzulassen, den Text besser zu verstehen.

Und wie bei den meisten Wundergeschichten im Matthäus-Evangelium lohnt es sich auch hier, den größeren Kontext zu betrachten. Keiner der Evangelien ist nämlich nur eine Aneinanderreihung verschiedener Geschichten, die tradiert werden sollten. Es sind vielmehr Kompositionen, die davon geleitet ist, dass Stück für Stück deutlich wird, wer Jesus eigentlich ist. Dies passiert in den Wundergeschichten, aber vor allem auch in den Gesprächen, die jene Wundergeschichten umrahmen: Lehrgespräche mit den Pharisäern, aber vor allem auch die anschließenden Diskussionen zwischen Jesus und seinen Jüngern. Das heißt, diese Wundergeschichte von der Dämonenaustreibung ist in einen größeren Zusammenhang gebettet.

Die kanaanäische Frau stammt aus dem Volk, das Kanaan früher bewohnte, bevor die Israeliten sich dort niedergelassen haben, nachdem sie mit Mose aus Ägypten ausgezogen waren, durch die Wüste gewandert sind und dann mit Josua eingezogen beziehungsweise das Land erobert haben.

Deutlich wird hier in diesem Abschnitt also, dass Jesus nicht nur für die Jüdinnen und Juden aus dem Volk Israel gekommen ist, sondern auch für alle, die sich auf die Beziehung mit ihm einlassen wollen, das heißt: durch den Glauben.

Ob für Jesus selbst sich in dieser Situation etwas änderte, das heißt, ob er selbst begriff, dass er für mehr als nur die Juden gekommen war, oder ob er dies einfach herauszögern wollte und auf den Glauben aus war, das lässt sich nur in der Fantasie beantworten.

Glaube als Möglichkeitsraum-Eröffnerin

So oder so bleibt der Glaube das Element, das den Unterschied macht. Es ist ein Glaube, der zugegebenermaßen zunächst aufs Äußerste geprüft wird – nicht nur auf seine Standfestigkeit, sondern gerade darin, dass er sich in einer existenziellen Situation bewähren muss.

Für mich stellt sich dabei immer wieder die Frage, wie ich die Dämonen verstehen kann, aufgewachsen in einer Welt, die nach der Aufklärung alles Spirituelle als unreif und überholt deklariert hat. Interessant ist für mich jedoch, dass auch in der heutigen Popkultur die Vorstellung wiederkehrt, dass es mehr gibt als das, was wir unmittelbar sehen und durch unser Handeln beeinflussen können. Besonders prominent zeigt sich das gegenwärtig im Konzept des Karmas.

Aus dieser Perspektive wird es für mich leichter, Dämonen als eine Deutung für das zu verstehen, was negativ auf uns einwirkt, uns festhält und uns innerlich gewissermaßen absterben lässt – als etwas, durch das Teile von uns nicht mehr lebendig sein können. Es geht dabei um etwas, das außerhalb unseres unmittelbaren Bewusstseins liegt und das wir nicht einfach eins zu eins durch unsere eigenen Handlungen verändern können. Dann macht es für mich letztlich keinen entscheidenden Unterschied mehr, ob wir von Dämonen, Karma oder Krankheit sprechen.

Was bleibt, ist eine existenzielle Situation, in der die gängigen Behandlungsmöglichkeiten und Coping-Strategien – also die Strategien, mit denen wir normalerweise versuchen, mit einer solchen Situation umzugehen – nicht mehr greifen. Das kann eine schwere Krankheit sein. Es kann aber ebenso das eigene Lebenskonzept oder ein Alltag sein, der einem zunehmend die Lebendigkeit raubt.

Es ist ein Moment, den ich für mich so formulieren würde: Wir können nicht mehr als Mitschöpferinnen und Mitschöpfer mit Gott wirken. Wir können uns nicht mehr so einsetzen, wie wir es eigentlich möchten – vielleicht nicht mehr im ganzen Leben, vielleicht auch nur in bestimmten Bereichen. Unsere

Möglichkeiten, am Leben teilzunehmen und es mitzugestalten, sind eingeschränkt oder scheinen uns ganz genommen zu sein.

Und gerade in dieser Situation trägt der Glaube der Frau. In ihrem Hilfeschrei – „Hilf mir, Herr!“ – wird noch einmal deutlich, dass wir uns gerade in solchen Situationen an Gott wenden können, vielleicht sogar sollen. Darin liegt die Hoffnung auf eine weitere Möglichkeit: auf einen neuen Raum, in dem Leben wieder möglich wird.

Diese Idee greift der Theologe Eberhard Jüngel auf, indem er Gottes Handeln und das Wirken des Geistes als eine Eröffnung von Möglichkeiten beschreibt. Jedes Mal, wenn sich ein kleiner Raum öffnet, in dem eine neue Möglichkeit sichtbar wird, können wir darin, so Jüngel, Gottes Handeln bezeugen.

Eine solche Möglichkeit kann beispielsweise darin bestehen, dass einem in Krankheit und Schmerz plötzlich bewusst wird, dass die Vorstellung, wir seien nur dann etwas wert, wenn wir etwas tun und leisten, eine Lebenslüge ist. Vielleicht wird gerade dann ein anderer Zugang zum eigenen Leben möglich: die Liebe und Fürsorge anzunehmen, die uns aus der Gemeinschaft, aus der Gemeinde, aus der Familie oder von Freundinnen und Freunden entgegenkommt.

Eine solche Möglichkeit kann aber auch aus einer gesellschaftlichen oder gemeinschaftlichen Erfahrung entstehen. Sie kann sich beispielsweise darin zeigen, dass wir beginnen, uns gegen gesellschaftliche Ungleichheit einzusetzen und dadurch wieder erfahren, dass unser Handeln Bedeutung hat und wir an der Gestaltung des Lebens teilhaben können.

Sie finden auf Ihrem Liedblatt ein Bild, das für mich genau dafür stehen kann. Ich sehe darin eine Art Geheimtür. Die Tür ist beinahe mit dem Garten verwachsen. Wir wissen nicht, was sich dahinter verbirgt. Wir wissen nicht einmal, ob sie sich überhaupt noch öffnen lässt. Aber wenn wir den Mut haben, sie zu öffnen, dürfen wir uns überraschen lassen, in welche Art von Leben sie uns führt.

Vielleicht führt sie uns aus dem Garten hinaus, zurück in das geschäftige Leben, in die Begegnungen und Herausforderungen des Alltags. Vielleicht führt sie uns aber auch hinein in den Garten – an einen Ort, an dem wir wieder Atem holen, zur Ruhe kommen und neue Kraft schöpfen können.

Ein Sieg, der die Welt überwunden hat

Gerade in heutigen Zeiten sehne ich mich nach einem Umgang miteinander, der Krieg nicht als Option und Kriegssprache nicht als Normalfall verwendet. Vor diesem Hintergrund fordert mich der heutige Wochenspruch heraus, denn auch er spricht in einer Sprache des Krieges und des Kampfes: „Das ist der Sieg, der die Welt überwunden hat: unser Glaube."

Der Sieg – also der für mich positive Ausgang einer Kampfhandlung – soll mein Glaube sein. Ein positiver Ausgang des Kampfes, ein Sieg über die Welt. Und bei aller Ambivalenz und zunehmenden Hoffnungslosigkeit muss ich doch sagen: Ich liebe diese Welt.

Dabei verstehe ich „Welt" hier allerdings nicht als die gute Schöpfung Gottes. Theologisch gesprochen geht es vielmehr um die gefallene Welt: um eine Lebensrealität, in der mich immer wieder Situationen einholen und mein Leben bestimmen, in denen ich nicht mehr gemeinsam mit Gott und anderen diese Welt positiv mitgestalten und mitschöpfen kann.

So entfaltet sich dieser Wochenspruch für mich als eine Gewissheit: Egal, wie meine eigene Lebenssituation aussieht oder in welcher Krise ich mich – oder wir uns als Gesellschaft – gerade befinden: Es gibt immer die Möglichkeit, dass sich ein Raum öffnet, in dem neue Möglichkeiten sichtbar werden.

Vielleicht ist es gerade in diesen Zeiten dennoch gut, eine Sprache des Kampfes und sogar des Krieges nicht einfach abzulehnen, sondern sie bewusst umzudeuten. Denn wir leben in einer Zeit, in der Krieg und gewaltsame Konflikte wieder als politische Option erscheinen. Das Matthäus-Evangelium selbst ist in einer Situation entstanden, in der Menschen von vergangenen Kriegen und von den Kriegen, die noch kommen sollten, geprägt und

erschüttert waren – und in der Christinnen und Christen Verfolgung ausgesetzt waren.

Vielleicht tut es auch uns in diesen Zeiten gut, uns dieser Sprache zu bemächtigen und sie zugleich gegen ihre ursprüngliche Logik zu wenden. Im Wissen darum, dass der Sieg, von dem der Wochenspruch spricht, nicht durch Waffengewalt errungen wird. Es ist ein Sieg, der durch Liebe entsteht.

Und vielleicht liegt genau darin die Hoffnung dieses Satzes: Dass wir selbst dort, wo wir uns mitten in einer Welt des Kampfes und der Gewalt wiederfinden, nicht gezwungen sind, nach deren Regeln zu leben. Unser Glaube eröffnet einen anderen Raum – einen Raum, in dem eine neue Möglichkeit sichtbar werden kann. Einen Raum, in dem nicht der Stärkere siegt, sondern die Liebe Leben ermöglicht.

Lassen wir uns immer wieder und auch jetzt mit reinnehmen in neu eröffnete Möglichkeitsräume – in das *in-between (s. Instrumentalstück)*, das uns immer wieder Leben schenkt. **Amen.**